

(Nachdruck verboten.)

17]

## Ita Haine.

Novelle von S. Zschkewitsch.

Jetzt schwieg Ita, und Manja erzählte. Aber je weiter ihre Erzählung vorschritt, desto finsterner wurde ihr Gesicht, desto weinerlicher ihr Ausdruck. Sie wurde plötzlich unschöner und deutlich war jetzt das Unnatürliche ihres Aeußeren und das Glend eines aus seinem Lebensgleise geworfenen Menschen zu sehen. Mit tiefem Mitleid lauschte Ita ihrer Rede und verglich in Gedanken ihr Unglück mit dem eigenen.

„Wie schrecklich sich das Leben doch gestaltet,“ dachte sie, „das Schicksal kennt kein Ende der Pein.“

„Wissen Sie noch, wie ich war,“ sagte Manja. „Mir schien, als ob keine Macht der Welt mich brechen könnte, so kräftig kam ich mir vor. Aber, Ita, ich war unerfahren wie ein Kind und ahnte nicht einmal, daß es auf der Welt solche Menschen gibt wie Zschka. Ach, die erste Woche meines Glückes! Wissen Sie, als ich von Ihnen fort war? Wie süß war sie! Als ob das Schicksal in jenen Tagen alle Freuden, die mir im Leben beschieden sind, aufgehäuft und mich damit überschüttet hätten, um meine Kräfte für die Zukunft zu verzehnfachen. Hat Sie Ihr Michel auch so behert? Sicher, denn ich erinnere mich, wie demütig Sie sich Ihrem Joch beugten. Haben Sie sich von ihm freigemacht? Und bringen es auch nie fertig, Sie Gute. Ich glaube jetzt allem, was Sie mir damals erzählten.“

„Ich weiß es, Manja,“ schaltete Ita ein, „ich sehe mein Schicksal deutlich vor mir. Manchmal, Manja, habe ich gar keine Hoffnung mehr. Ich habe mich fast ganz ergeben.“

„Ich auch, Ita, ich auch. Und alle die ich kenne, haben sich ergeben. Es ist unmöglich, sich freizumachen. Ita, als ich schwanger war hat er mich ja auf die Straße geschickt. Auf den Knien bin ich vor ihm herungerutscht. Seine Hände, die mich schlugen, habe ich geküßt; aber es hat nichts geholfen, Ita, nichts geholfen weil gegenüber diesen Leuten nichts helfen kann. Denken Sie nicht daß er mich nicht lieb hatte, und ich selbst wäre für ihn gern in den Tod gegangen. Aber ich bin doch hingegangen. Du lieber Gott, was hätte ich denn anderes tun sollen?“

Sie rief die letzten Worte ganz laut, schrie beinahe und vergaß, daß sie auf der Straße sei. Die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden wurde wieder auf sie gelenkt.

Ita blickte sie mitleidsvoll an. Die mächtige Sonne, der alles Lebende sein Leben verdankt, sendete ihr Licht herab, die ganze Stadt wimmelte von geschäftigen Menschen die liebevoll und brüderlich miteinander leben sollten, und doch waren die Leidenschwestern unglücklich, und Sonne und Menschen blickten gleichgültig auf sie herab.

Die Schatten verkürzten sich, wechselten sich ab. Freudige Stimmen priesen hoch in den Lüften die Rückkehr des Lenzes.

„Die Nächte,“ erzählte Manja weiter, „habe ich ihm anfangs noch abgerungen, aber später nahm er sie mir auch fort und da kam ein Leben, sage ich Ihnen, daß ich gar nicht mehr fähig war zu denken. Sie glauben's vielleicht nicht, aber ich habe getrunken, wie die letzte Dirne, habe trinken müssen. Aber nicht daß ich fiel, quälte mich, sondern daß ich ihn nicht zufriedenstellen konnte. Durch's Nadelöhr bin ich ja fast gekrochen, meine Gute, um nur von ihm gelobt zu werden, und das Lob, Ita, ist die Schwester des Mitleids, aber diese Menschen lassen sich durch nichts rühren. Brauchte ich denn seine Liebe? Nur ein bißchen Mitleid, ein bißchen Mitgefühl wollte ich haben, um nicht ganz umzufallen. Sieh, Zschka, ich arbeite, wie eine Sklavin, wie ein Zugochse, aber hab' doch ein bißchen Mitleid mit mir, belohne mich mit einem guten Wort, einer Liebkosung, mit einer Träne, die Du meinertwegen vergossen.“

Solche Worte waren es, die Ita noch gefehlt hatten. Manja hatte ihr ihre eigene Seele, das, was in ihr vorging, was ihr tagelang keine Ruhe ließ, klargemacht. Auch ihre Seele suchte nach Mitleid, sehnte sich nach einer Träne, nach einem menschlichen Gefühl.

„Können Sie es sich vorstellen, Ita, daß ich, wenn der „Besuch“ gegangen ist, vor Zschka alle meine Taschen heraus-  
lehre, damit er sich überzeugen soll, daß ich nichts für mich

behalten habe? Und gerade in diesem Augenblick muß ich auf einmal daran denken, daß mich zu Hause mein Verlobter erwartet und in die Ferne sieht und horcht, ob ich doch nicht komme. Dann möchte ich am liebsten weinen, und wieder suche ich nach seiner Träne, dränge mich zu ihm, verwende mein Auge von seinem Gesicht. Vielleicht daß er's versteht? Aber nichts versteht er, und wieder gehe ich, wie ein Vogel an der Kette, bis an die nächste Ecke und wieder zurück, und er steht hinter der Ecke und paßt auf mich auf. So gehen meine Tage hin; manchmal hab' ich Gewissensbisse, manchmal auch nicht, und das Kind in meinem Leib wächst und wächst. Ach, Ita, ein gemeiner Hund bin ich, töten müßte man mich!“

Schweigend gingen sie jetzt nebeneinander, eine ganze Weile sprachen sie nicht mehr. Ein verdächtiger leiser Wind strich durch die Straße, wie vor einem Regen. Eine große blaue Wolke, an den Rändern hell und durchsichtig beleuchtet, zog ihnen rasch entgegen und vereinigte sich mit anderen, schon ganz dunklen Wolken. Die Sonne verschwand. Die Luft ward grau. Schatten und Erde verschmolzen zu einem unterschiedslosen Ganzen.

„O, wie ich Sie bedauere,“ rang es sich endlich aus Ita los, „Sie haben sich durch Ihre Leiden das Recht aufs Himmelreich erkaufte. Eine schlimmere Hölle kann man sich ja gar nicht denken.“

Der Tag verfinsterte sich immer mehr. Die Wassertümpel waren schon erloschen, ganze Schleier breiteten sich darüber aus, und nur schwach spiegelten sie noch die bläulichen Strahlen wieder. Wieder strich der Wind durch die Straße. Schon fielen die ersten großen Tropfen. Die Passanten beschleunigten ihre Schritte.

„Es will regnen,“ jagte Ita unruhig. „Vielleicht komme ich zu Ihnen. Aber ich bitte Sie, Manja, ich flehe Sie an, nehmen Sie alle Ihre Kraft zusammen und kämpfen Sie. Ich habe nicht gekämpft und sehen Sie, was aus mir geworden ist. Ach, ich sehe es Ihnen schon an, ich bitte vergebens. Leben Sie wohl, das Kind kann sich erkälten. Wir werden uns noch sehen.“

Manja gab ihr rasch ihre Adresse, und Ita stieg in die Elektrische. Dort gab sie dem Kinde die Brust. Doch Manja stand ihr immer noch vor den Augen. Der Frühlingsregen peitschte die Scheiben der Elektrischen, fiel in großen, schweren Tropfen, hörte aber manchmal auf, als ob er sich die Frage stellte: wozu denn eigentlich? Breite, blendende Blitze durchzuckten den Horizont. Leute stiegen eilig aus und ein. Das trübe Regenwasser strömte wild in den Rinnen der Straße, als ob es aufgeweicht würde, möglichst rasch in den Kanälen zu verschwinden.

Als Ita zu Hause angelangt war, regnete es fast nicht mehr. Im Torweg wurde sie von Eitel aufgehalten.

„Ich war schon einigemal da, um Sie zu treffen,“ sagte sie. „Eitel war bei mir und hat mir eine traurige Neuigkeit erzählt. Ihr Kind ist heute gestorben.“

„Eitels Kind ist tot? Schon? Unmöglich!“

Kalter Schweiß trat auf ihre Stirn. Das ist das Frühjahr, dachte sie. Eine unruhige Angst bemächtigte sich ihrer, eine schwere Borahnung trat in ihre Seele. Mit einem wahren Haß atmete sie die Lauge, von dem Duft frischen Grüns getränkte Luft ein und lehnte sich vor Erregung an die Wand.

Bald kommt die Reihe an meines, zuckte es in ihr auf. „Ja,“ antwortete Eitel, „heute früh ist es gestorben. In so was wie drei Stunden war es weg. Was mit ihm war, weiß ich nicht. Eitel sagt, es sei der Krüpp. Heute will ich mal zu meinem Kind. Ich glaub' nicht, daß es sich noch lange hält.“

Sie wischte sich die Augen und, ebenfalls geängstigt, setzte sie finster hinzu:

„Ich kann meinem Mann nicht eintrichtern, daß ich keine Kinder mehr haben will. Noch einen kleinen Märtyrer hat Gott haben wollen. Aber es ist das letzte Mal, Ita. Zum Krüppel, krank werde ich mich machen, um nicht an meinen eigenen Kindern zur Mörderin zu werden. Ich tue es, auch wenn ich mich von ihm scheiden lassen müßte.“

Ita ging schweigend in den Hof. Doch plötzlich drehte sie sich um, blickte Eitel ins Gesicht und fragte sie ernst:

„Gibt es denn wirklich kein Mittel, Etel, daß die Menschen nicht so leiden? Kann man ihnen gar nicht helfen, gar nicht? Denken Sie sich nur, Etel, gar kein Mittel, kein einziges?“

Vor seelischer Erregung wußte sie selber kaum, was sie sprach. Sie fühlte nur ein großes Leid, das ungestüm in ihr pochte und wenigstens nach einer Frage verlangte, damit nicht der Mensch in ihr erdrückt werde.

„Ganz bestimmt tue ich es,“ antwortete ihr Etel, die ihre Frage falsch verstanden hatte. „Sie werden es sehen, Ita. Morgen gehe ich zu Mindel.“

Ita begann schon die Treppe hinaufzusteigen, als ihr Etel nachrief:

„Ich habe ganz vergessen: Michel wartet schon eine ganze Stunde auf Sie im Laden. Gehen Sie bald hin, ich glaube, er ist ohnehin fürchtbar wütend auf Sie.“

„Ja, ja,“ sagte Ita zerstreut, „Michel wartet.“

Und mit einem schweren Gefühl stieg sie hinauf.

Aber dies Gefühl galt nicht Michel, und es war eine schattengleiche, unsagbare, aber doch klare und deutliche Mißstimmung, die sich bei ihr seit dieser Stunde festsetzte.

(Fortsetzung folgt.)

## Kunst und Kapitalismus in Schweden.

Das neue königliche Dramatische Theater in Stockholm, das im Februar vorigen Jahres eröffnet wurde, gehört zu den vornehmsten Prachtbauten der schwedischen Hauptstadt. Das aus marmorähnlichem schwedischem Stein aufgeführte und mit Verlen der bildenden Kunst reich verzierte Gebäude hat ungefähr 5 1/2 Millionen Kronen gekostet. Es ist Staatseigentum, obwohl weder die Baugelder aus der Staatskasse geflossen sind, noch ein Staatszuschuß zum Betrieb des Theaters zur Verfügung steht. Die gewaltigen Summen, die der Bau verschlungen hat, sind durch Lotterien aufgebracht worden, stammen also aus den Taschen der großen Volksmassen, die teils aus Kunstinteresse, teils durch Aussicht auf Gewinn veranlaßt wurden, die Lose zu kaufen. Man hoffte, daß von den ausgebrachten Geldern ein paar Millionen für den Betrieb des Theaters übrig bleiben würden, damit der Zweck des Bauwerkes, eine Heimstätte für die höhere dramatische Kunst zu bilden, einigermaßen unabhängig von Finanzsorgen verfolgt werden könnte. Aber es ist, soweit man weiß, alles für den Bau verbraucht worden.

Das Theater steht nun nicht besser da und ist auch eigentlich nichts anderes als irgend ein anderes kapitalistisches Unternehmen dieser Art. Das mußten in diesem Frühjahr vor allem die Musiker erfahren. Sie hatten im Januar an die Direktion das höfliche Ersuchen gerichtet, ihnen für die zwei Monate Sommerferien das Gehalt zu zahlen. Die Verhältnisse liegen nämlich so, daß die Musiker für die Ferienmonate keinerlei Vergütung erhalten, obwohl die Monatsgehälter äußerst gering sind, nur 185, 125, ja nur 115 Kronen betragen. Man rechnet eben damit, daß die Musiker dieses „königlichen“ Theaters nicht wie andere Leute ihre Ferien zur Erholung benutzen, sondern für diese Zeit des Jahres anderswo Arbeit und Brot suchen. — Der Direktor äußerte sich auf das Gesuch zunächst sehr entgegenkommend. Er fand das Verlangen ganz in der Ordnung und gerechtfertigt und versprach auch, sein Bestes dafür tun zu wollen. Später wurde aber dem damaligen Kapellmeister des Theaters Herrn Grams mitgeteilt, daß die Direktion beschlossen habe, die bisher übliche Zwischenaktmusik einzustellen und statt dessen eine kleine Kapelle von vielleicht 5 Mann zu bilden, die im Foyer spielen und nebenbei die Bühnenmusik mit übernehmen sollte. Das Anerbieten, eine solche Kapelle zusammenzustellen, lehnte der Kapellmeister Grams entschieden ab. Allen Musikern war seinerzeit dauerndes Engagement versprochen worden und schon aus diesem Grunde hielt er es für unmöglich, daß man nun den größten Teil entlassen sollte, um mit den übrigen weiter zu arbeiten. Zudem waren alle Musiker und auch der Kapellmeister organisiert, und man mußte sicher damit rechnen, daß das vorgeschlagene Verfahren zu Gegenmaßnahmen durch den Musikerverband führen werde. Die Direktion beharrte jedoch auf ihrem Standpunkt, und so kam es zur Entlassung des Kapellmeisters, dem sich natürlich die übrigen Musiker angeschlossen.

Inzwischen hat die Direktion versucht, arbeitswillige Leute heranzuziehen. Es ist ihr aber nur sehr unzureichend gelungen. Nach dem Urteil aller Musikverständigen sind die Leistungen, die jetzt unter der Leitung des neuen Kapellmeisters Björn Hallbén — der sich übrigens zu Unrecht den Titel „Hofkapellmeister“ beilegte — zustande kommen, eines Kunstinstituts, wie es das Dramatische Theater sein soll, unwürdig. Das Orchester ist so mangelhaft besetzt, daß es gar nicht möglich ist, größere Dramen, die eine bessere Musik erfordern, aufzuführen. Tüchtige Musiker heranzuziehen, gelingt nicht. Ueber das Theater wie über den Kapellmeister Hallbén ist vom schwedischen Verbands und von der internationalen Konföderation der Musiker die Sperre verhängt. Die Organisation

der Musiker ist der Theaterleitung begreiflicherweise sehr verhaßt. Kürzlich hat man im Auslande einen jungen Musiker als ersten Geiger und Konzertmeister engagiert. Es war ein schriftlicher Kontrakt abgeschlossen mit einer dem Jahresgehalt entsprechenden Konventionalstrafe von 1800 Kronen. Als er kam, seine Stellung anzutreten, sagte man ihm, er solle sich nur vor den Leuten vom Musikerverband in acht nehmen. Er war jedoch selbst organisiert und hatte mittlerweile erfahren, wie die Dinge lagen. Er verzichtete auf das Engagement, aber die Direktion hat sich bis jetzt wohl gehütet, die vereinbarte Konventionalstrafe einzufordern. Nachdem sie jenen Hallbén und seine Leute engagiert hatte, erklärte die Direktion den Konflikt für gelöst; tatsächlich dauert er in unveränderter Schärfe fort. In Musikerkreisen hält man es für unmöglich, daß das Theater mit der nun vorhandenen Musik weiterhin auskommen kann. Das Publikum hat umso mehr Anspruch auf gute Musik, als dieses Theater ja nicht mit den Mitteln einiger Kapitalisten erbaut worden ist, sondern von den Spenden der breiten Volksmassen.

Die ganze Angelegenheit, die seinerzeit großes Aufsehen erregte und selbst sonst sehr reaktionäre Blätter nötig, für die organisierten Musiker einzutreten, wurde mittlerweile durch den Massenstreik der schwedischen Arbeiterschaft in den Hintergrund gedrängt. Sie ist damit jedoch nicht aus der Welt geschafft. Wenn die Bevölkerung Stockholms erst einmal wieder in der Lage ist, die Theater ebenso eifrig wie früher zu besuchen, so kann es Hallbéns Kapelle ebenso übel ergehen wie vor ungefähr zwei Jahren der deutschen Streikbrecherkapelle in Berns Salonger zu Stockholm, die vor den allzu deutlichen Mißfallsäußerungen des Publikums die Flucht ergreifen mußte. Wenn sich der Kapitalismus in Theaterwesen allzu unverschämte breit macht, so hat ein theaterfrohes Volk immer noch ein Mittel, dem entgegenzutreten. Das muß im übrigen auch der Schauspieler und Direktor Hjalmar Södera-Theater erfahren, der sich als wackerer Bürgergardist berufen fühlte, die Rolle eines Streikbrechers bei der Straßenbahn zu spielen, und er muß um so mehr dafür büßen, als dieses Theater just in dem Arbeiterstadteil Södermalm liegt.

## Das Pflanzenleben in den kalten Zonen.

Ob in den kalten Zonen, in den Regionen des ewigen Schnees und Eises ein Pflanzenleben möglich ist — diese Frage mag schon oft zum Nachdenken Anlaß gegeben haben. Die Antwort darauf haben wir in den Berichten der Polarforscher zu suchen. Weil uns nun gerade in den letzten Jahren über die polaren Gebiete viel bekannt geworden ist, so sind wir auch in den Besitz so manches beachtenswerten Aufschlusses über die polare Flora gelangt. Ganz außerordentlich reiche Pflanzenfunde hat die jüngste schwedische Südpolarexpedition heimgebracht. Allerdings gehören diese Pflanzensätze vergangenen Zeitepochen aus der Entwicklungsgeschichte der Erde, der Jura- und der Tertiärzeit an. In der Gegenwart ist von einer Pflanzenwelt in der „Gegend um den Südpol herum“ nicht viel zu verspüren. Wir haben unser Augenmerk somit lediglich auf die nördliche Polarzone zu richten.

Hier werden wir der Wunder genug erleben, der Gedanke, daß die Ländergebiete jenseits jener Grenze, wo die Sonne einmal im Jahre das Schlafengehen und einmal das Aufstehen vergißt, ewige Schnee- und Eiswästen sind, die nur gelegentlich von einigen Vertretern der Tierwelt belebt werden, ist bald zerstört.

Von der Polarflora vermögen wir bald eine ungefähre Vorstellung zu gewinnen. Wie in unseren Breiten die Höhen- und Klimaverhältnisse bestimmend für die Florengebiete werden, so auch im hohen Norden. Auch dort oben lernen wir Pflanzen kennen, die ihren kosmopolitischen Charakter nicht verleugnen; wir sehen, wie die Pflanzen es verstanden haben, sich den Verhältnissen anzupassen.

Großen Einfluß auf die Vegetationsverhältnisse müssen unbedingt die Meeresströmungen ausüben, so der warme Golfstrom, der durch die Baffinsbai alljährlich gewaltige Mengen von Eisbergen aus dem Norden herunterlockt. Dieser stete Strom kolossaler Kältemassen muß die Temperatur um die Baffinsbai derart beeinflussen, daß hier keine reiche Flora entstehen kann. Wiederum aber sind nördlich von Grönland Pflanzen gefunden worden, die sonst nur in wärmeren, südlicheren Polargebieten anzutreffen sind. Ihr Vorkommen oberhalb Grönlands wird nur möglich durch das Vorhandensein warmer Ströme, die unterseits gen Norden ziehen und hier zutage treten. Der südlichste Teil des polaren Grönland zeigt eine weit ärmlichere Flora als manche weit nördlicher gelegene Inseln in anderen Teilen der Polarzone.

Wie die klimatischen Verhältnisse für die Polarländer verschieden sind, so wechseln auch die Bodenverhältnisse und auch dieses ist für die Pflanzenwelt von Bedeutung. Der torfartige Boden ist als schlechter Wärmeleiter nicht geeignet, genügend Wärme in den Boden hineinzuleiten; es bildet sich hier ein eisiger Unterboden und da hinein vermögen die Wurzeln der Pflanzen nicht zu dringen. Am günstigsten zeigt sich stets der Sandsteinboden; hier kann das Wasser leicht abfließen oder durchsickern.

Wenn Klima und Boden in den Polarländern auch recht verschieden sind, so herrschen doch überall dieselben oder ähnliche Pflanz-

verhältnisse. Unsere Darstellung von dem Grauen einer monatelangen Polarnacht wird durch die Wirklichkeit wesentlich gemildert; Nordlicht, Mond und Sterne lassen die Nacht meist nur zu einer Dämmerung werden.

Im wesentlichen stimmen auch die Jahreszeiten überein. Es gibt deren nur zwei, die ohne weitere Vermittlung rasch auf einander folgen. Der bei weitem längere Winter läßt alles zu Eis, zum Leblosen erstarren. Im Juli, wo eine etwa unserer Märztemperatur entsprechende Wärme herrscht, beginnen kleine Lachen und Pfützen auf den Schnees- und Eisefeldern zu entstehen. In einigen wenigen Tagen ist die Erde mit frischem Grün bedeckt, rasch entwickelt sich die Pflanzen zur Blüte und zur Frucht, um nur gar zu bald von neuem in den Winterschlaf zu versinken.

Und nun betrachten wir einmal die gesamte Polarflora etwas näher. Das nächste, was dem Kundigen dabei auffällt, ist eine große Ähnlichkeit, ja oft eine überraschende Übereinstimmung mit der Flora der Alpenregionen. Das Polarland bringt Pflanzen hervor, die in der gleichen oder in einer verwandtschaftlich nahen Art auch auf unseren Alpen anzutreffen sind. So finden wir in beiden Gebieten mancherlei Vertreter von Steinbrecharten, Knöteriche, Hahnenfußgewächse, Hornkrautarten, Läusekräuter u. a. m. Etliche dieser Pflanzenarten sind allerdings nur in der Polarzone heimisch, dafür gibt es dann unter der alpinen Flora meist eine ganz nahestehende Art, die — und das ist das Bezeichnende — in der Alpenregion unter ähnlichen Verhältnissen lebt, wie jene in der Polarwelt. Selbst für Pflanzengemeinschaften sind analoge Beispiele gefunden worden. Es kommt nämlich vor, daß zwei oder mehr verschiedene Pflanzen stets gemeinschaftlich an einem Orte auftreten, weil sie in ihrer Existenz aufeinander angewiesen sind. So wächst auf den Alpen ein Kreuzblütler stets in der Nähe einer bestimmten Moosart und im Polargebiet ist in der Umgebung derselben Moosart eine dem alpinen Kreuzblütler verwandtschaftlich nahestehende Pflanze anzutreffen.

Eine große Rolle im Haushalte der Polarbevölkerung kommt den Polarwäldern zu. Diese Wälder bestehen aus niederem Gestrüpp von allerlei Beerensträuchern, wie Krähenbeere, Sumpfsbeere, Preiselbeere und andere mehr. Zur Winterszeit kann man über diese Wälder hinweg wandern, ohne etwas von ihnen wahr zu werden. Die Beeren unter dem Schnee halten sich ausgezeichnet, so daß sie jederzeit geerntet werden können. Außer Nahrungsmitteln müssen diese Sträucher noch Brennmaterial liefern. Doch werden die Sträucher nur im Notfall als Brennmaterial genommen. Der Grönländer heizt meist mit Moosstorf und schon die nahrunggebenden Beerensträucher. Dagegen werden Zwergbirke, Zwergweide und der grönländische Porst, die im Verein mit anderen ähnlichen Bäumen von zwerghaftem Wuchse hin und wieder selbst ausgedehntere Bestände bilden, öfter als die Beerensträucher als Brennmaterial benutzt.

Zu Nahrungszwecken dienen ferner die Wurzeln eines Knöterichs und der Engelwurz, die Wurzeln und Blätter eines Krautpeffers, die Blumenkelche eines Weidenröschens und eines Läusekrautes, dann auch das sogenannte isländische Moos (diese Pflanze zählt zu den Flechten, nicht zu den Moosen) und endlich etliche Ränge des Meeres.

Verschiedene Anbauversuche, welche von der Polarbevölkerung mit allerlei Kulturgewächsen aus niederen Breiten gemacht worden sind, stellten sich nur selten lohnend. Es handelt sich hierbei um Rüben, Kohl, Spinat, Salat und ähnliche Gemüsepflanzen. Der kurze Sommer läßt aus diesen Pflanzen nichts Reifes entstehen.

Als die „Sahara des Polarlandes“ hat man die Tundra bezeichnet, jene weitenweiten unfruchtbaren Moräste Sibiriens, die entweder mit Renntiermoos (Flechtentundra) oder mit Wiedertonmoos (Moostundra) bemachsen sind. Am ödesten und traurigsten ist die Tundra in Samojedien.

Im Gegensatz zu solchen Einöden sind aber auch liebliche Oasen anzutreffen, an denen zierliche Blumen den kurzen Sommer schmücken. Allein diese Oasen sind nicht sonderlich groß an Zahl. Dafür finden wir selbst an Stellen, wo der Schnee nie schwindet, noch pflanzliches Leben; kleine, mikroskopische Gebilde sind es zwar nur, aber in ihrem massenhaften Auftreten wirken sie geradezu wie Wunder. Es sind Schneepflanzen, einzellige Algen der einfachsten Art, bekannt unter dem Namen Farbalge. Dugende von Arten solcher Schneepflanzen haben die Forscher aufgefunden. Alle diese kleinen Wesen vermögen in der Form ruhender Sporen die stärksten Kältegrade zu überdauern. Zu ihrem Lebensunterhalt bedürfen diese Wesen wie die übrige Pflanzenwelt anorganischer Stoffe, die vornehmlich der sich auf jeder einige Zeit gelagerten Schneefläche bildende „Schneestaub“ liefert. Vom Schnee allein vermögen diese Organismen nicht zu leben. Noch mag bemerkt sein, daß diese kleinen Pflänzchen des ewigen Schnees in engster Wechselbeziehung zu den Tieren stehen. Winzige Tierchen sind's freilich nur, die sich durch die Algen in die unwirtlichsten Regionen locken lassen und dann diese „bösen Wüsten“ verzehren.

So finden wir das organische Leben und den Kampf ums Dasein nicht nur in den geschützteren Gegenden des „ewigen Schnees“, sondern sogar auf und in ihm selbst. Geringswertige Naturen, unansehnlich als Individuen, wirken sie in ihrer imponenten Masse dennoch mächtig auf den Beschauer und gemahnen an die zähe Kraft des Lebens.

Herm. Krafft.

Die Entstehung des Erdballs bestricht Hans Höfer in den Mitteilungen der geologischen Gesellschaft in Wien. Seine Lagerstätten können nach einem Bericht des „Globe“ in primäre ursprüngliche und in sekundäre eingeteilt werden. Die primären Oelträger sind Sedimentlagerstätten und können Flüsse, Lager und Schläuche bilden. Die ölführenden Nachbarschichten schließen in den weitaus meisten Fällen marine und brackische Retrefakten ein, meist der litoralen oder küstennahen Fauna angehörend, Oel-lagerstätten sind somit meist marine Bildungen. Der Massenmord der Fauna läßt sich wohl in den Satz zusammenfassen: Rasche Veränderung der Lebensbedingungen, so daß die Fauna sich diesen weder anpassen, noch daß sie entfliehen konnte. Wird beispielsweise äolischer Staub in eine bevölkerte Bai eingeweht, so wird er einen Massenmord bedingen, unter sinken und seine Opfer mit zu Boden ziehen. In vielen Fällen findet man, daß der erste Akt für Erdölagerstätten in einer größeren oder kleineren Meeresbucht sich abspielte. Durch die wiederholte Veränderung der Lebensbedingungen häufte sich Leichenfeld auf Leichenfeld. Dann hat das Sinken des Meeresgrundes mit zur Bildung der Oellager beigetragen. Dann können wir die Anhäufung von vorwiegend pflanzlichen Resten als Ausgangsmaterial für die Erdölbildung annehmen. So sind es im Coorongit vorwiegend Pilze, die sich anhäufte, wobei das Eiweiß bereits der Verfestung verfallen zu sein scheint. Doch dürfte der marine Ursprung die Hauptquelle abgeben. Der zweite Akt in dem Prozeß wird mit der Umwandlung der stickstoffhaltigen Eiweißkörper ausgefällt, der dritte beschäftigt sich mit der Umbildung der Fettkörper zu Erdöl. Hierbei können wir voraussetzen, daß die Gase schon in reichlicher Menge vorhanden waren und infolgedessen in der Lagerstätte ein höherer Druck wirkte. Im zweiten Akt spielt die Fermentation die Hauptrolle, für die dritte ist ihre Tätigkeit noch nicht vollständig erwiesen. Daß das Erdöl als Flüssigkeit auch wandern kann, ist gewiß ohne Zweifel, um so mehr, da es oft unter einem hohen Gasdruck steht. So kann eine Migration in Spalten das Oel steigen lassen. Neuerdings hat man auch versucht, eine regionale Migration in die Wissenschaft einzuführen.

Kulturhistorisches.

Das Podagra in der Antike. Das Podagra ist einmal von dem genialen englischen Karikaturisten Gillray, der die Lasten und Schwächen des hierdurftigen John Bull so scharf zu geißeln wußte, als ein scheußlicher zwickender Krebs dargestellt worden, der seine beiden Scheren erdärmungslos einkeift. Unsere Vorfahren, die sich ebenfalls viel mit dem „Zipperlein“ zu beschäftigen hatten, stellten es sich in der Gestalt einer riesigen häßlichen Spinne dar, und die Fabel- oder Komödiendichter wurden nicht müde, von den langwierigen Besuchen dieses Unholds zu erzählen. Hans Sachs hat den Zipperlein und die Spinne sich unterhalten lassen, wobei der Zipperlein von seinem Lehaglichen Leben in den Füßen der Menschen prahlt, aus denen ihn kein Arzt und Wader vertreiben könne. Es sind antike Vorstellungen, die hier nachwirken; denn schon den alten Griechen war das Podagra, von dem Juvenal als der Krankheit des Lebemanns spricht, ein wohlbekanntes Uebel und den Lustspielbildnern ein reicher Stoff witziger Satire. Schon Aristophanes, so bemerkt Paul Raas bei Gelegenheit einer kritischen Besprechung der neuesten Ausgabe der dem Lukian zugeschriebenen Podagra-Lustspiele in der „Deutschen Literaturzeitung“ läßt die Sichtleidenden in dem Gefolge seines Gottes Plutus, des Reichthums, auftreten und ein anderer antiker Schriftsteller Hebblos feiert das Podagra als eine Tochter, die dem Eheband des Bacchus, des Weingottes, und der Aphrodite, der Liebesgöttin, entsprungen sei. Ein Zeitgenosse des Apollonios von Thana hat dann ein nicht mehr erhaltenes langes Lobgedicht auf diese neue Göttin verfaßt, deren Reize man wohl in so lebhafte Farben schildern mochte, weil man dadurch selbst von ihnen verschont zu bleiben hoffte. Bald trat Podagra höchst persönlich in den Lustspielen der späteren griechischen Komödie auf; aber die Griechen waren natürlich nicht so unehrerbietig, einer so mächtigen Göttin die Gestalt eines häßlichen Tieres zu geben, sondern sie schilderten sie als die Herrscherin eines vornehmen Ordens, in den aufgenommen zu werden man sich noch zur Ehre anrechnen mußte. Drei solcher Stücke werden, wahrscheinlich ohne große Verechtigung, dem übermütigen Spötter Lukian zugeschrieben. Das erste, die Trago-podagra, besteht aus zwei nur ganz lose zusammenhängenden Teilen. Ein Gichtkranker wird zunächst mit vieler Feierlichkeit unter die Diener und Anhänger der Göttin aufgenommen, während zwei spitzige Aerzte, die sich vernommen haben, die Krankheit heilen zu können, für ihre Auslehnung gegen den göttlichen Willen schwere Strafe erleiden. Sie werden von einem besonderen Giltboten der Göttin ergriffen, vor die hohe Podagra geführt und von ihr mit Hilfe der „Pono“, der personifizierten Schmerzen, gepeinigt, so daß sie hoch und teuer schwören, niemals wieder dem frebelhaften Versuch einer Heilung machen zu wollen. Das Motiv, daß sich alle, auch die Großen und Mächtigen der Erde, vor der Göttin Podagra beugen müssen, kehrt auch in dem Lustspiel „Oxyphus“ (Schneefuß) wieder. Zunächst tritt Podagra auf und erklärt, daß sie den frechen Oxyphus, der ihre Macht geleugnet habe, die

Geißel ihrer Schmerzen fühlen lassen werde. Dann erscheint der Leugner der Göttin, hintend, auf seinen Diener gestützt, mit jenem verräterischen Ziehen und Zerrn in den Zehen, das er durchaus nicht als Podagra anerkennen will. Aber sein Arzt Soterichos, der ihn genau untersucht, weist ihm nach, daß auch er dem scharf packenden Griff der Göttin nicht entgangen ist und reumütig muß er ihre Uebermacht über die armen Sterblichen erkennen. Solcher Nicht-Lustspiele, in denen die hintenden, humpelnden und klagenden Mitglieder des weitverbreiteten Podagraordens verspottet wurden, gab es in der Antike eine große Anzahl.

### Landwirtschaftliches.

Ein neues Viehfutter. Seit geraumer Zeit hat man sich daran gewöhnt, das ferne Kalifornien zwar nicht mehr als das Wunderland des Goldes, aber als ein neues Wunderland in bezug auf die Lebenswelt zu betrachten. Durch weise Ausnutzung künstlicher Bewässerung ist es gelungen, dort Gärten von seltener Ertragsfähigkeit anzulegen, und die großen Mittel, verbunden mit dem Unternehmungsgestir der Amerikaner, haben dort einerseits Gartenpflanzen, besonders Fruchtbäume, aus aller Herren Länder eingeführt und heimisch gemacht, auf der anderen Seite durch geniale Versuche neue Gewächse erzeugt. Die Früchte aus Kalifornien beherrschen jetzt schon einen großen Teil des Weltmarktes und werden in jeder Großstadt meist in besonderen und prachtvoll ausgestatteten Läden feilgeboten. Die neueste Nachricht aus diesem künstlichen Paradies bezieht sich auf einen praktischen Gegenstand, der vielleicht auch dazu berufen ist, später einmal eine erhebliche Bedeutung zu gewinnen. Es ist dort nämlich gelungen, einen Kaktus ohne Stacheln zu züchten, der aber sonst alle Eigenschaften des Kaktus, namentlich seinen ungeheuren Saftreichtum besitzt. Zum erstenmal soll diese neue Frucht jetzt auch in Europa angepflanzt werden und zwar als ein ideales Viehfutter, das gleichzeitig in hohem Grade durststillend wirkt. Die ersten Gewächse dieser sonderbaren Art sind jetzt in England gezogen worden und übertragen angeblich das dortige Klima ausgezeichnet. In Kalifornien selbst wird jetzt, wie die Wochenschrift „English Mechanic“ erfährt, eine Plantage von zunächst 200 Hektar mit dem stachellosen Kaktus bepflanzt werden, und die Anlage wird jedenfalls eine erhebliche Vergrößerung erfahren, wenn sich das Gewächs als Viehfutter bewährt und möglicherweise sogar eine Ausfuhr lohnen würde. Bei der großen Entfernung des Gebietes würde es freilich hauptsächlich darauf ankommen, ob das neue Zuchtgewächs auch in Europa angesiedelt werden kann.

### Forstwirtschaftliches.

Die französischen Wälder. Der französische Staat zieht aus seinen Forsten eine jährliche Rente von ungefähr 20 Millionen Mark, d. i. etwa 13 M. vom Hektar. Etwa 18 v. H. des gesamten Landes, nämlich elf Millionen Hektar, ist Waldgebiet. Davon bewirtschaftet etwa 3 Millionen der Staat, der dafür jährlich etwa 8 M. für den Hektar aufwendet. Die hervorragende Leistung der französischen Forstkultur ist die Anlage von Schutzwäldern zum Schutze der vom Meer stark mitgenommenen Küstenstriche. Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts waren in den berücktesten „Landes“ allein etwa 1 1/4 Millionen Hektar ödes Dünengebiet, während heute diese Gegend zu den reichsten und blühendsten Frankreichs zählt. Eine geschickte Bewaldung mit Nadelholz hat dies Wunder zuwege gebracht. Dichte Tannenwälder breiten sich jetzt über das einstige Marschland aus und sind der Quell einer blühenden Holz- und Terpentinölindustrie geworden. Gleichzeitig hat die Bewaldung das Klima in gegenständlicher Weise verändert. Der Boden ist besser geworden und der Wohlstand der Bevölkerung hat sich außerordentlich gehoben. Die Wertverwertung der Nadelholzwaldungen geschieht nach amerikanischem Muster unter sorgfältiger Schonung des Baumbestandes. Die zu kurzer Lebensdauer bestimmten Bäume werden angezapft, sobald sie die nötige Stärke erreicht haben, d. h. bei einem Umfang von 24 bis 30 Zentimeter. Erst vor dem Zeitpunkt, wo sie gefällt werden sollen, wird diese anfangs mit großer Schonung vorgenommene Operation bis zur Erzielung des vollen Ertrages gesteigert. Die sogenannten „Standbäume“, d. h. jene Stämme, deren kräftige Entwicklung ihre bleibende Erhaltung angezeigt erscheinen läßt, werden niemals berührt, bevor sie nicht einen Umfang von einem Meter erreicht haben. Erst im Alter von 50 bis 60 Jahren werden sie gefällt und dann zu Telegraphenstangen und Eisenbahnschwellen verarbeitet. England bietet für viele Produkte der französischen Forstwirtschaft guten und stetigen Absatz.

### Statistisches.

Statistik der preussischen Dampfschiffe. Die neueste Auszählung der Anzahl und Stärke der Dampfschiffe in Preußen ergab nach der „Stat. Korresp.“ einen Bestand von 441 Dampfschiffen mit je zwei und 37 mit je einer Lokomotive bez. Lokomotive. Die 919 Dampfschifflokomotiven besaßen insgesamt eine Leistungsfähigkeit von 26 433 Pferdestärken mit einer Rostfläche von 605,98 und einer Heizfläche von 17 943,00 Quadratmeter. Die Anzahl der Dampfschiffe hatte seit dem 1. April 1907 um 46, nämlich von 432 auf 478, zugenommen. Was die einzelnen Re-

gierungsbezirke anlangt, so entfielen am 1. April 1908 die meisten Dampfschiffe auf den Reg.-Bez. Magdeburg (92 Dampfschiffe), sodann auf Posen (87 Dampfschiffe). Auf die Provinz Sachsen kamen 117, auf Posen 128 Dampfschiffe; Schlesien besaß 101, Westpreußen 51, Pommern 24, Brandenburg 23, Ostpreußen 13, Hannover 12, Westfalen 4, Hessen-Nassau 3, Schleswig-Holstein 2 Dampfschiffe. Die Rheinprovinz dagegen besaß keinen einzigen Dampfschiff. Die Dampfschiffe befinden sich fast zur Hälfte in Besitz von Verleihanstalten, deren es überhaupt 97 mit 222 Zweimaschinen und 3 mit 13 Einmaschinen-Dampfschiffen gab. Dem Alter nach stammten 476 Dampfschifflokomotiven aus der Zeit vor 1899 bis 1908, sie waren also jünger als 10 Jahre. Die ältesten 4 Lokomotiven waren bereits 1870 erbaut und hatten mithin ein Alter von 38 Jahren! Ueberhaupt gab es 60 über 30 Jahre alte Lokomotiven, die wohl besser zum „alten Eisen“ gerechnet werden können. An 20 bis 30 Jahre alten Lokomotiven, deren Brauchbarkeit auch als ziemlich fraglich angesehen werden kann, gab es 144, an 10 bis 20 Jahre alten 239. Von den am 1. April 1907 vorhanden gewesen 432 Dampfschiffen sind im Laufe des letzten Berichtsjahres 30 außer Betrieb gesetzt worden. Hiervon waren 28 Zweimaschinen- und 2 Einmaschinen-Dampfschiffe.

### Aus dem Gebiete der Chemi.

Ueber künstliche Edelsteine hielt an der gegenwärtig in Frankfurt a. M. stattfindenden Hauptversammlung des Vereins deutscher Chemiker Prof. Dr. M. Bauer (Marburg) einen Vortrag. Der Redner führte aus: Schon früher ist es gelungen, Türkis herzustellen mit allen wesentlichen Eigenschaften des natürlichen, so daß sie von diesen kaum unterschieden werden können. Viel größere Wichtigkeit hat aber in neuerer Zeit die künstliche Reproduktion der Edelsteine aus der Gruppe des Korunds, des kristallisierten Aluminium-Oxyds erlangt, unter ihnen wieder in erster Linie der des weitaus kostbarsten aller Edelsteine, des Rubins. In der Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts erschienen zuerst und zwar aus Genf rubies reconstitués, die schöne rote Steine von ziemlicher Größe anfangs unbekanntem Ursprungs, von denen man jetzt weiß, daß sie durch Zusammen-schmelzen von Rubinsplittern mit Schmelzmitteln erzeugt worden sind. Das Produkt hat aber dabei einen Teil der natürlichen Eigenschaften des Rubins verloren und ist glasig amorph und etwas weicher geworden. Das, was wirtschaftliche Bedeutung erlangte und was heute auf dem Gebiete der künstlichen Edelsteine der Markt beherrscht, sind die rubies synthétiques, die synthetischen Rubine. A. Verneuil hat das Verfahren ihrer Herstellung im Jahre 1902 bekannt gemacht und seitdem werden allein in Paris jährlich mehr als 5 Millionen Karat oder etwas über 1000 Kilogramm in dieser Weise fabriziert. Bei der Fabrikation fällt feinstes Pulver chemisch reinen Aluminium-Oxyds mit etwas Chromoxyd durch ein feines Platinsieb auf eine feuerrecht nach unten gerichtete Knallgasflamme, wo es schmilzt. Die geschmolzenen Partikeln werden auf der Spitze eines kleinen Kegels aus Zonerde aufgefangen, der durch dieselbe Flamme bis nahezu zum Schmelzen erhitzt wird. Hier häufen sie sich an und bilden zunächst ein dünnes rundes Stäbchen, das allmählich in die Höhe wächst und sich gleichzeitig rasch verdickt, so daß schließlich Schmelztropfen von der Form einer dick- und rundbauchigen Wasserflasche mit nach unten gerichtetem Hals entstehen. Diese haben verchiedene Größe. Sie werden bis 2,5 Zentimeter lang und 1,5 Zentimeter dick sowie bis 50 Karat, etwa 10 Gramm, schwer und geben, in der gewöhnlichen Weise geschliffen, Steine von entsprechendem Gewicht. Die Schmelztropfen haben sich trotz ihrer nicht runden Gestalt als vollkommen einheitlich gebaute Rubinkristalle erwiesen, und manche zeigen auch regelmäßige Formen, die ganz der Kristallform des Rubins entsprechen. Auch das spezifische Gewicht und die Härte sowie die optischen Eigenschaften sind ganz diejenigen des Rubins. Es ist also künstlicher Rubin, vollkommen von der Beschaffenheit des natürlichen und gleichzeitig von der reinsten Durchsichtigkeit und von der schönsten Farbe. Bei genügendem Gehalt von Chromoxyd erhält man das tiefe und gefättigte Rot der feinen himmelfarbenen Rubine und auch die bei diesen so hoch geschätzte Taubenblutfarbe, das reine Karmin ist nicht zu selten. Bei einem geringen Chromgehalt entsteht ein zartes Rosa wie bei dem Rosatopas. Ist gar kein Chrom vorhanden, so erhält man farblose wasserhelle Tropfen, die dem sogenannten weißen Saphir entsprechen. Durch andere färbende Zusätze kann man gelben Korund und andere Varietäten dieses farbenreichen Minerals erhalten. Auch den Saphir suchte man auf demselben Wege künstlich herzustellen, stieß aber auf große Schwierigkeiten; da die blaue Farbe der echten Steine nicht feuerbeständig ist, so suchte man sich bei der synthetischen Herstellung mit einem kleinen Zusatz von Kobalt-Oxyd zu helfen. Die Masse erstarrt aber in diesem Falle nicht kristallinisch. Die künstliche Herstellung des Saphirs ist also noch nicht geglückt. Dies gilt ebenso für den wichtigsten aller Edelsteine, den Diamant, auf den etwa 90 Proz. der im Edelsteinhandel ausgegebenen Summen entfallen.